
Einführung und Empfehlungen für das Studium

Überblick über die Themen

Wir freuen uns sehr, dass der vorliegende Band „Umweltpsychologie“ nun in zweiter, vollständig überarbeiteter Auflage vorliegt. Er folgt der Philosophie der Springer-Reihe „Basiswissen Psychologie“, in kompakter und übersichtlicher Form Wissen an Studierende der Psychologie und angrenzender Fachrichtungen zu vermitteln. Die Herausforderung für Autorinnen und Autoren besteht bei einer solchen Aufgabe stets in der Kunst des Weglassens und des Begrenzens. Dies fällt im Fall der Umweltpsychologie nicht leicht, da der Stoff umfangreich und breit gefächert ist und auch andere wissenschaftliche Disziplinen einbezieht. In den letzten zehn Jahren ist dieser Stoff nochmals breiter geworden. Wir hoffen, in diesem Buch die richtige Auswahl getroffen zu haben. Dabei sind mehrere Themen im Vergleich zur ersten Auflage neu dazugekommen.

Bei der Themenwahl werden der naturwissenschaftliche und der sozialwissenschaftliche Zugang zur Umweltpsychologie in gleichem Maß gewichtet und berücksichtigt. Unter den umweltpsychologischen Lehrbüchern dürfte dieses Buch bis dato nach wie vor das einzige sein, das einen so weiten Bogen spannt. Möglich wurde dies durch die Tatsache, dass durch die Autorinnen und Autoren unterschiedliche Schwerpunkte eingebracht werden: Während Elisabeth Kals und Isabel Strubel ihren Schwerpunkt eher in den sozialwissenschaftlichen Domänen, inklusive umweltpsychologischen Handelns, haben, ist Jürgen Hellbrück stärker in naturwissenschaftlich-technisch ausgewiesenen Feldern der Umweltpsychologie verortet. Die Autorinnen und Autoren verbindet die Überzeugung, dass sowohl der eine wie der andere Zugang notwendig sind, um Mensch-Umwelt-Beziehungen zu

verstehen und um – gründend auf diesem Verständnis – Probleme der Mensch-Umwelt-Beziehungen anzugehen.

Nach einer integrativen Einleitung befassen sich die anschließenden vier Kapitel schwerpunktmäßig mit der physisch-materiellen Umwelt, die Kap. 6, 7, 8, 9, 10 und 11 dagegen mit der räumlich-sozialen Umwelt und der Psychologie des Umweltschutzes. Im letzten Kapitel findet eine Synthese beider Bereiche statt.

Im ersten Kapitel wird in den Gegenstandsbereich der Umweltpsychologie eingeführt. Dabei werden begriffliche Abgrenzungen vorgenommen und eine Einbettung der Umweltpsychologie in den historischen Kontext der Psychologie versucht sowie gegenwärtige Trends in der Umweltpsychologie skizziert.

In Kap. 2 gehen wir darauf ein, wie die komplexen Reizkonfigurationen in der natürlichen Umwelt wahrgenommen, verstanden und erinnert werden. Das dritte Kapitel behandelt Umweltstressoren und wie sie die Gesundheit des Menschen beeinträchtigen können. Im vierten Kapitel geht es um Natur- und Landschaftserleben und um die Wirkungen von Wetter und Klima auf den Menschen. Das fünfte Kapitel befasst sich mit Gefahren und Risiken, die sowohl in der natürlichen als auch in der technischen Umwelt lauern, und mit der Frage, wie Menschen damit umgehen.

Im sechsten Kapitel stehen Mensch-Raum-Beziehungen und die Implikationen der gebauten Umwelt für Erleben und Verhalten im Mittelpunkt. Im siebten Kapitel werden Fragen der Werte, des Umweltbewusstseins und der Nachhaltigkeit unter psychologischen Gesichtspunkten thematisiert. Das achte Kapitel beschreibt, wie umweltschützendes Handeln psychologisch erklärt und gefördert werden kann. Dabei wird deutlich, dass ökologische Ziele in einem potenziellen Spannungsverhältnis zu anderen Zielen, etwa ökonomischen, stehen. Daher stehen im neunten Kapitel die Nachhaltigkeit und hier speziell der nachhaltige Konsum im Vordergrund. Im anschließenden Kapitel wird Freiwilligenarbeit im Umweltschutz betrachtet. Die Begrenztheit der Ressourcen provoziert Konflikte zwischen ökologischen, ökonomischen und sozialen Interessen. Damit stellen sich Fragen der Gerechtigkeit und der Mediation, d. h. der Vermittlung zwischen unterschiedlichen Ansprüchen und Forderungen. Dies wird in Kapitel elf behandelt.

Im letzten Kapitel werden schließlich Fragen der Professionalisierung der umweltpsychologischen Disziplin sowie Probleme umweltpsychologisch motivierter Gestaltungen und deren Erfolgsbewertung in einer Gesamtschau behandelt.

Theoretische Grundlagen und praktische Anwendungen werden in allen Kapiteln gleichermaßen bedacht.

Aufbau der Kapitel und Empfehlungen für das Studium

Die zwölf Kapitel dieses Bands bieten Stoff für zwölf Vorlesungstermine. Damit liegen sie am unteren Ende der Bandbreite von einem üblichen Semesterumfang von 12 bis 14 Vorlesungsterminen und lassen so Dozent:innen Raum, um in den noch freien Sitzungen Themen nach eigener Wahl zu behandeln. In einem Begleitseminar können einzelne Fragestellungen durch zusätzliches Literaturstudium vertieft werden. Wir raten hierbei zu den beiden Bänden „Umweltpsychologie“ aus der *Enzyklopädie der Psychologie*, die man in den Semesterapparat aufnehmen sollte, sowie einer ergänzten neueren internationalen Edition:

- Lantermann, E. D., & Linneweber, V. (Hrsg.). (2008). *Grundlagen, Paradigmen und Methoden der Umweltpsychologie*. Hogrefe.
- Linneweber, V., Lantermann, E.-D., & Kals, E. (Hrsg.). (2010). *Spezifische Umwelten und umweltbezogenes Handeln*. Hogrefe.
- Steg, L., & de Groot, J. I. M. (Hrsg.). (2019). *Environmental psychology* (2. Aufl.). Wiley-Blackwell.

Darüber hinaus werden am Ende eines jeden Kapitels weitere Literaturempfehlungen für das vertiefte Studium angegeben.

Insbesondere für ein Masterstudienprogramm empfiehlt es sich nach unseren Lehrerfahrungen, aufbauend auf Vorlesung und Begleitseminar ein Projektseminar durchzuführen. Hierzu sollten in Kleingruppen Fragestellungen in empirischen Untersuchungen bearbeitet werden, die innerhalb eines Semesters durchführbar sind, und die mit einem klassischen, im APA-Format abzufassenden Untersuchungsbericht abgeschlossen werden. Anregungen finden sich in den Materialien auf der Seite www.lehrbuch-psychologie.springer.com. Dort gibt es auch zu einzelnen Kapiteln ergänzendes Textmaterial.

Dieser Band Umweltpsychologie wendet sich in erster Linie an Studierende der Psychologie, die bereits psychologisches Grundlagenwissen mitbringen, das sie in einem Bachelor-Studiengang erworben haben. Er richtet sich aber auch an Psychologiestudierende, die während ihres Bachelor-Studiums Entscheidungshilfen für eine spätere Vertiefung im Rahmen eines Master-Studiengangs suchen. Auch Studierende von sozial- und naturwissenschaftlichen Nachbardisziplinen, wie der Soziologie und der Pädagogik, der Architektur, der Geographie und der Wirtschaftswissenschaften sowie natürlich alle, die im Bereich der Umweltwissenschaften studieren, dürften von diesem Buch profitieren. Den Externen raten wir,

sich noch ein aktuelles allgemeines Lehrbuch der Psychologie sowie ein Lexikon oder Wörterbuch der Psychologie auf den Schreibtisch zu legen, zum Beispiel:

- Häcker, H., & Stapf, K.-H. (Hrsg.). (2009). *Dorsch psychologisches Wörterbuch* (15. Aufl.). Huber.
- Städtler, T. (2003). *Lexikon der Psychologie*. Kröner.
- Zimbardo, P. G., & Gerrig, R. J. (2018). *Psychologie* (21. Aufl.). Pearson.

Wir würden uns wünschen, dass dieses Buch weiterhin auch in Masterstudiengängen Verwendung findet, die interdisziplinär zusammengesetzt sind, da es von Vorteil ist, Umweltpsychologie im interdisziplinären Verbund der Umweltwissenschaften zu studieren.

Für wen ist dieses Buch also geschrieben? Für alle, die Freude am Studieren und Forschen im umweltpsychologischen Kontext haben, dabei gern über den eigenen Tellerrand hinausschauen und – nicht zuletzt – auch Verantwortung für die Umwelt empfinden und diese auf Sachverstand begründet wahrnehmen wollen.

Zum Schluss möchten wir uns bei dem Herausgeber, Herrn Prof. Dr. Jürgen Kriz, für die große Unterstützung und die wertvollen Anregungen zur Verbesserung des Manuskripts bedanken. Ausdrücklich danken wir auch Frau Theresa Morner, die uns mit großer Genauigkeit und hoher Expertise bei der Erstellung und beim Korrekturlesen des Buchs in ungezählten Arbeitsstunden unterstützt hat.

Eichstätt, 2023

Elisabeth Kals, Isabel T. Strubel und Jürgen Hellbrück

Einteilung von Umweltpilanungen: Umweltpilanungen können nach Nutzungsbereich geordnet werden, wie Wohnumwelten, Lehr- und Lernumwelten, Arbeits- und Büroumwelten, Freizeitumwelten, Umwelten des Gesundheitssektors, wie Krankenhäuser und Arztpraxen, oder Stadt- und Verkehrsplanung. Eine alternative Einteilung ist diejenige nach Zielgruppen, wie die Gestaltung von Umwelten für Kinder, alte Menschen oder Menschen mit Behinderungen (Flade, 2010b).

Bewertungskriterien: Die Bewertung der Gestaltung dieser Umwelten kann ebenfalls nach unterschiedlichen Kriterien erfolgen. Dabei dominiert das Kriterium der Funktionalität. Gebäude oder Plätze in Städten werden als funktional bezeichnet, wenn sie ihren eigentlichen Zweck erfüllen. Darüber hinaus gibt es aber auch psychologische Aspekte (sogenannte Sekundärfunktionen), die bei der Bewertung der Gebäude ebenfalls zu berücksichtigen sind. Dazu zwei Beispiele:

Die Primärfunktion einer Mensa ist die effiziente und kostengünstige Versorgung der Studierenden. Wenn daher in einer Mensa viele Studierende ohne lange Wartezeiten und zu geringen Kosten Essen bekommen, ist dies Voraussetzung für eine gute Bewertung der Mensa. Es kommen aber noch weitere, sekundäre Funktionen dazu, die bei der Gestaltung ebenfalls zu berücksichtigen sind. Hierzu zählen: Anordnung der Tische, die sowohl Kommunikation als auch Rückzug ermöglicht; helle, freundliche Gestaltung (möglicherweise unter Einbezug von Pflanzen oder anderen natürlichen Elementen, wie Zimmerwasserbrunnen); falls notwendig, Unterteilung in Nischen, die Größe und Unpersönlichkeit des Raums psychologisch verringern; geringer Lärmpegel durch Dämmmaßnahmen etc.

Ein Patientenzimmer im Krankenhaus, das so zugeschnitten und eingerichtet ist, dass ärztliche und pflegerische Aufgaben leicht erfüllt werden können (Primärfunktion), ist erst dann ein Raum, der körperlich-seelische Genesung fördert, wenn seine Sekundärfunktionen berücksichtigt werden. Darunter fällt das Bedürfnis nach Privatheit der Patient:innen, nach weitgehend ungestörter Kommunikation mit Ärzt:innen, Pflegekräften oder Besucher:innen, nach Ablenkung und Beschäftigung.

Diese Beispielreihe für vielfältige Primär- und Sekundärfunktionen, die gestaltete Umwelt erfüllen muss, ließe sich beliebig fortsetzen. Die grundlegenden Bedürfnisse bzw. Motive des Menschen, die bei allen gestalterischen Entscheidungen in unterschiedlicher Gewichtung eine Rolle spielen, lassen sich anhand der fünfstufigen Bedürfnispyramide von Maslow (1943) ordnen (vgl. Abb. 6.1). Die Beschreibung der fünf Stufen ist hier exemplarisch auf die Wohnumwelt bezogen.

Bevor nun auf einige Beispiele für gestaltete Umwelt genauer eingegangen wird, seien zunächst die psychologischen Grundlagen dafür gelegt. Diese sind die Konzepte Crowding, soziale Dichte, persönlicher Raum („personal space“) und Territorialität, die sich spezifisch auf das Verhältnis des Menschen zum Raum beziehen.

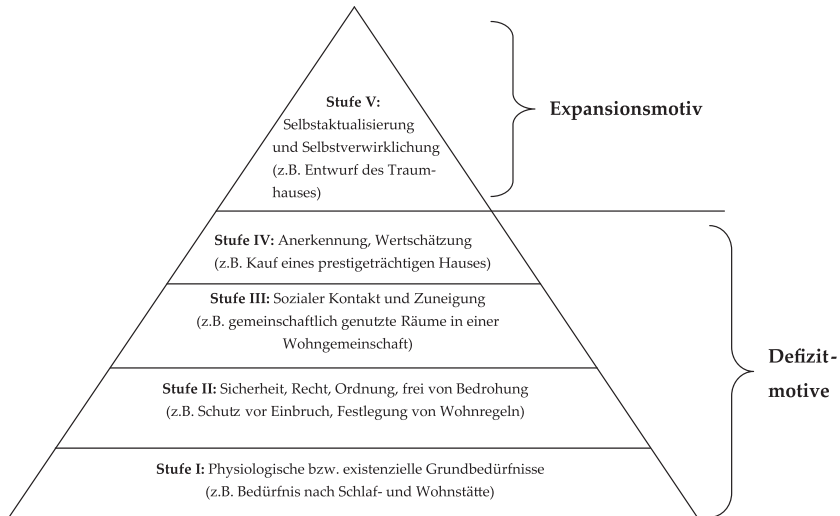


Abb. 6.1 Die Bedürfnispyramide von Maslow (1943), angewandt auf die Wohnumwelt

6.2 Crowding und Dichte

Definition: Mit Crowding – ein Begriff, der sich auch in der deutschsprachigen Umweltpsychologie durchgesetzt hat – ist das Erleben von Beengung bzw. Überfüllung gemeint, verbunden mit dem Gefühl von Belastung und Stress.

Räumliche und soziale Dichte: Unter Dichte versteht man in diesem Zusammenhang die Anzahl von Menschen pro Flächeneinheit. Man unterscheidet räumliche und soziale Dichte. Dazu stelle man sich Folgendes vor: Ein vorhandener Raum, der mit einer bestimmten Anzahl von Menschen besetzt ist, würde – beispielsweise durch eine Trennwand – um die Hälfte verkleinert werden. In diesem Fall spricht man von räumlicher Dichte. Was ist nun soziale Dichte? Hier würde man die Größe des Raums belassen, aber die doppelte Anzahl von Menschen einlassen. Die objektive bzw. räumliche Dichte – Anzahl der Menschen pro Flächeneinheit – ist in beiden Fällen gleich, aber die psychologische Situation ist unterschiedlich, was allein dadurch bedingt ist, dass unterschiedlich viele Individuen als Interaktionspartner:innen vorhanden sind.

Das „Ratten-Universum“: Die Crowding-Forschung erhielt einen entscheidenden Anstoß durch tierexperimentelle Studien zur Populationsdichte und ihren Folgen. Dabei erlangte die unter dem Stichwort „Ratten-Universum“ bekannt gewor-

dene Studie Calhouns aus dem Jahr 1962 (Calhoun, 1962) die größte Popularität. In einer trickreichen Versuchsanordnung konnte Calhoun zeigen, dass extreme Populationsdichte zu einem völligen Zusammenbruch der bestehenden sozialen Ordnung führt. Es entstanden neue Verhaltensweisen und Ordnungsstrukturen mit zum Teil sehr bizarren Ausformungen hinsichtlich des Dominanzverhaltens und vor allem des Sexualverhaltens, wie Hyperaktivität und Hypersexualität bis hin zu Kannibalismus. Die Ergebnisse Calhouns und anderer Verhaltensforscher:innen zur Populationsdichte wurden auch im Hinblick auf die Zukunft der Menschheit diskutiert – im Speziellen im Zusammenhang mit Überbevölkerung und dem Entstehen von Megastädten. Es muss beachtet werden, dass die Ergebnisse aus Tierstudien natürlich nicht direkt auf den Menschen übertragen werden können. In Untersuchungen bei Menschen, die unter sehr beengten Verhältnissen leben, konnten gering ausgeprägte soziale Kompetenzen nachgewiesen werden. Unter beengten Wohnbedingungen tendieren die Menschen dazu sich zurückzuziehen, soziale Kontakte zu vermeiden, weniger Hilfe bei Mitmenschen zu suchen, wenn sie Hilfe benötigen, und weniger Hilfe zu gewähren, wenn diese erforderlich wäre. Auch ein erhöhtes Krankheitsrisiko konnte nachgewiesen werden. Hohe Personendichte am Arbeitsplatz beeinträchtigt die Arbeitsleistung – vor allem beim Lösen von komplexen Aufgaben. Auch im Zusammenhang mit Schulen und Klassenzimmern spielt der Faktor Crowding eine Rolle, etwa wenn es an Platz auf dem Pausenhof mangelt oder wenn die Schüler:innenzahl in der Klasse so groß ist, dass die Schüler:innen dicht gedrängt sitzen müssen (vgl. Walden, 2010).

Crowding-Situationen werden auch beim vorweihnachtlichen Einkauf erlebt, beim Reisen in überfüllten Zügen oder auf überfüllten Autobahnen. Beispielsweise kann eine Reise über eine kurze Distanz, die jedoch häufig durch Verspätungen bei Zügen oder Staus auf den Straßen unterbrochen und behindert ist, mit mehr Stress verbunden sein als eine weite, aber ungehinderte Reise. Da immer mehr Menschen, nicht zuletzt auch aus beruflichen Gründen, in öffentlichen Verkehrsmitteln oder auf den Straßen unterwegs sind, ist verkehrsbedingtes Crowding ein zunehmend an Bedeutung gewinnender Stressfaktor, der die Verkehrsplanung vor große Herausforderungen stellt.

Verändertes Erleben von Crowding und Personal Space durch die Covid-19-Pandemie

Das Erleben von Crowding und Personal Space hat sich durch die Covid-19-Pandemie und die damit einhergehende Notwendigkeit, soziale Distanz zu halten, verändert. Es seien vier Studienergebnisse berichtet, die alle in eine ähnliche Richtung weisen:

- Sahin (2022) konnte zeigen, dass sich durch die Pandemie sowohl Crowding als auch das Erleben des Personal Space verändert hat. Entsprechend wurde im Kontext von Supermarkteinkäufen festgestellt, dass schon bei weitaus weniger anwesenden Menschen als vor der Pandemie das Crowding-Phänomen erlebt wird. Zudem berichten die Studienteilnehmenden von Strategien, um Crowding zu verhindern oder zu verringern – auch, indem sie ihren Personal Space schützen.
- In ähnliche Richtung weisen die Befunde von Aghabayk et al. (2021), die nachweisen, dass Crowding in öffentlichen Verkehrsmitteln als „lästiger“ und „beschwerlicher“ wahrgenommen wird als vor der Pandemie.
- Auch die Befunde von Zapetis et al. (2021) bestätigen, dass die Größe des Personal Space während der Pandemie signifikant zunahm und schlussfolgern zudem, dass Individuen größeren Abstand zu anderen Personen als vor der Pandemie halten.
- Dies zeigen auch die Daten von Welsch und Kolleg:innen (2021), die zudem dafürsprechen, dass sich Menschen relativ schnell an neue soziale Normen der interpersonalen Distanz anpassen. Doch auch sie gehen davon aus, dass die Präferenz, größere Abstände einzuhalten, noch einige Zeit nach der Pandemie anhalten wird. ◀

Offenkundig bewirkt Crowding Stress. Als Erklärungen der Entstehung und Bewältigung dieses Stresses dienen unterschiedliche Modelle.

Das *Reizüberlastungsmodell* nimmt an, dass die Kapazität der menschlichen Informationsverarbeitung durch die Vielfältigkeit sozialer Reize überschritten wird. Dagegen kann sich der Mensch durch Reizausblendung, also selektive Informationsauswahl, psychischen Rückzug oder aber auch aktiv durch Einbringen von visuellen Barrieren vor Überlastung schützen.

Das *Behavior-Constraint-Modell* (Verhaltenseinschränkungsmodell) betont die durch die Beengung bedingte Einschränkung der Wahlfreiheiten und die damit ausgelöste Reaktanz. Darunter ist eine aversiv erlebte Motivation zu verstehen, die danach drängt, den Störungszustand zu beseitigen. Beengung wird umso aversiver erlebt, je wichtiger das intendierte Verhalten ist und je länger die Einschränkung des Verhaltens aufgrund der Beengung andauert.

Das dritte Modell wird auch als ökologisches Modell bezeichnet und kann in die *Behavior-Setting-Theorie* von Roger Barker eingebettet werden (vgl. Kap. 1). Crowding wird in diesem Modell als Überbesetzung („overstaffing“) verstanden. Wenn ein bestimmtes Setting, z. B. eine Arbeitssituation, überbesetzt ist, kommt es zu einem Wettbewerb um Ressourcen, d. h. um Aufgaben und Rollenübernahmen,

um Platz bzw. Territorien etc. Einzelne Mitglieder des Settings könnten sich dabei unter Umständen überflüssig vorkommen und zu Außenseitern werden.

Die drei vorgestellten Modelle des Crowding betonen unterschiedliche Aspekte des Crowding-Erlebens und können einander ergänzen. Eine integrative Theorie des Crowding scheint jedoch nicht in Sicht.

Crowding versus Crowd-Behavior: Objektive Dichte muss nicht immer subjektive Crowding-Gefühle hervorrufen. Entsprechend wird das enge Beieinandersein von Personen nicht unbedingt als aversiv erlebt, sondern kann durchaus auch angenehm und lustvoll sein, wie Massenveranstaltungen in Sportarenen, bei Konzerten, in Diskotheken oder bei Besuchen von populären Persönlichkeiten eindrucksvoll zeigen. Hier sind Interessen und Bedürfnisse von Menschen in einem bestimmten Ziel vereint. In diesem Fall wird das nahe Beisammensein nicht als Beengung und Stress erlebt und ist daher vom Phänomen Crowding abzugrenzen. Es handelt sich um das Verhalten einer Masse (Crowd-Behavior) bzw. das Verhalten und Erleben Einzelner in der Masse. In der Masse kann es passieren, dass das einzelne Individuum seine Individualität und auch die Verantwortung für sein Tun aufgibt. Dieser Vorgang wurde von Festinger (1957) als Deindividuation bezeichnet. Gleichzeitig teilen die einzelnen Individuen gleiche Gefühle und gleiches Verhalten und erleben eine starke soziale Verbundenheit. Dabei können Verhaltensgrenzen überschritten werden, die ein Individuum außerhalb des Einflusses der Masse nicht infrage stellen würde. Gewaltausbrüche bei Massendemonstrationen zeugen davon, aber auch ekstatische Ausdrucksformen von Freude oder Verzückung. Crowd-Behavior zeigt sich aber auch in Panikverhalten, wie etwa bei der Loveparade in Duisburg 2010, bei der in einer Massenpanik aufgrund erlebter Enge junge Menschen zu Tode gedrückt wurden.

6.3 Persönlicher Raum (Personal Space) und Territorialität

Definition: Der persönliche Raum (synonym personaler Raum oder Personal Space) ist ein Bereich oder ein Territorium, das direkt den eigenen Körper betrifft und bei der Interaktion mit anderen eine wichtige regulierende Rolle spielt. Er wirkt wie eine unsichtbare Schutzzone und wurde, gemeinsam mit dem Begriff des Distanzverhaltens, von Katz in den 1930er-Jahren eingeführt (Katz, 1937).

Hüllen-Metapher: Es findet sich die Metapher einer unsichtbaren Hülle oder Blase, die den eigenen Körper umgibt und ihn so schützt. Sie trifft das Konzept jedoch nicht ganz genau, denn sie betont lediglich die Schutzfunktion und impliziert, dass der persönliche Raum statisch ist. Die Kommunikationsfunktion und die

Veränderung dessen, was der persönliche Raum je nach Kommunikationspartner:innen und Kontext ist, bleiben außen vor.

Anders ist dies, wenn man das Konzept des persönlichen Raums in die weitere Diskussion um das Bedürfnis nach Privatheit stellt, wie es Antje Flade (2008, 2010a, b) tut. Privatheit dient vor allem dazu, durch Rückzug Grenzen zu schaffen und die eigene Identität zu stärken. Das grundlegende Bedürfnis nach Privatheit wird dabei in ein Spannungsverhältnis zu anderen Bedürfnissen gestellt, wie dem Bedürfnis nach Öffentlichkeit und gesellschaftlicher Anerkennung, nach sozialem Austausch und Kontakt, nach Kommunikation etc. (vgl. Flade, 2008).

Distanzonen: Im Konzept der Distanzonen wird ebenfalls deutlich, dass das Bedürfnis nach persönlichem Raum bzw. sozialer Distanz nicht statisch, sondern je nach sozialer Situation sehr unterschiedlich ist. Hall (1966) unterscheidet vier Distanzonen (intime, persönliche, soziale und öffentliche Distanz), die in den Materialien auf der Lehrbuch-Webseite www.lehrbuch-psychologie.springer.com erklärt werden.

Empirische Arbeiten: Die ersten Studien wurden von Hall in den 1960er-Jahren durchgeführt (Hall, 1966). Es folgten viele weitere empirische Arbeiten, die einheitlich zeigen, dass das Bedürfnis nach persönlichem Raum hinsichtlich Alter, Geschlecht, Kultur und Persönlichkeit variiert. Erwartungsgemäß haben z. B. Südeuropäer:innen und Lateinamerikaner:innen ein geringeres Bedürfnis nach persönlichem Raum als Nordeuropäer:innen oder Nordamerikaner:innen, und kleine Kinder ein geringeres Distanzbedürfnis als Erwachsene (zum Überblick Eisenhardt, 2008). Darüber hinaus wirken situative Bedingungen. Beispielsweise gibt es systematische Zusammenhänge zwischen dem Bedürfnis nach personalem Raum und der Deckenhöhe (je höher die Decke, desto mehr Nähe wird zugelassen) oder auch zwischen Raumbedürfnis und der Position im Raum (in der Mitte des Raums wird mehr Nähe zugelassen, als wenn der Steh- oder Sitzplatz in der Ecke eines Raums liegt). Diese Befunde werden mit dem Konzept des Bedürfnisses nach Kontrolle erklärt und evolutionsbiologisch mit der Möglichkeit zu Fluchtverhalten in Zusammenhang gebracht (vgl. Eisenhardt, 2008).

Gestalterische Konsequenzen: Bei gestalterischen Entscheidungen ist es wichtig, personalen Raum zu ermöglichen. Fehlt dieser, so wirkt sich dies negativ auf die körperliche Gesundheit und das psychische Wohlergehen aus, weil sich unter anderem stressbedingte Symptome zeigen (vgl. Eisenhardt, 2008). Daher sollte die Möglichkeit zu Rückzug und Privatheit bei der Planung und Gestaltung von Umwelten berücksichtigt werden, z. B. bei Bürogebäuden, Krankenhäusern oder Schulen.

Beispielsweise lassen sich Sitzplätze, Bänke oder Möbel so anordnen, dass der persönliche Raum respektiert (z. B. in Wartezimmern), zugleich aber Kommunika-